
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 5 (1977)

DOI: 10.11588/fr.1977.0.48949

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

défrichement, l'intensification des échanges, la renaissance des villes, la consolidation de la seigneurie, l'implantation généralisée de la féodalité. Mais on ne saurait oublier les forces spirituelles qui, elles aussi, travaillent, en Occident tout au moins, à l'élaboration d'un monde nouveau: approfondissement du Christianisme par l'ordre monastique, première réforme de l'Eglise dont Rome prendra la tête. Alors se prépare l'intégration spirituelle de l'Europe morcelée autour de la Papauté. Lentement l'Europe passe du haut Moyen Age au Moyen Age »classique«.

Telle est la trame sur laquelle se déroulent les différents chapitres de ce tome I du »Handbuch der europäischen Geschichte«. Destiné aux spécialistes qui y trouveront le dernier état des questions qu'ils sont amenés à se poser, il est également appelé à répondre à l'attente de tous ceux qu'intéresse l'histoire de l'Europe dans la première phase de son histoire. A ce double point de vue, il nous paraît être une réussite.

Robert FOLZ, Dijon

Martin HEINZELMANN, *Bischofsherrschaft in Gallien. Zur Kontinuität römischer Führungsschichten vom 4. bis zum 7. Jahrhundert. Soziale, prosopographische und bildungsgeschichtliche Aspekte*, München (Artemis Verlag) 1976, 281 S. (Beihefte der FRANCIA, Bd. 5).

Der Verfasser des vorliegenden Bandes definiert als Ziel seiner Untersuchungen die »Einordnung und Bestimmung der Rolle einer durch ihr Amt abgegrenzten Personengruppe im sozialen Gefüge wie im politischen Geschehen ihrer Zeit« (S. 233). Bei diesem Versuch stützt er sich neben dem Quellenmaterial, das sich auch bisher einer regelmäßigen Beachtung der Historiker der spätrömischen sowie der frühmittelalterlichen Periode erfreut hat, in besonderem Maße auf die Auswertung der verschiedenen überlieferten Formen des römischen Totenlobes, d. h. der *laudatio funebris*, von Grabschriften, Biographien und Heiligenleben (vgl. Einleitung 3: Die öffentliche Totenehrung von Personen der römischen Führungsschicht und die literarischen Formen des Totenlobes). Ausgehend von der Beobachtung, daß die mit der öffentlichen römischen Totenehrung zusammenhängenden Quellen nicht nur eine spezifische Aussagekraft bezüglich des sozialen Ranges der gelobten Toten, sondern auch eine erstaunliche literarische Kontinuität über Jahrhunderte hinweg aufweisen (dazu bereits Vf.: Neue Aspekte der biographischen und hagiographischen Literatur in der lateinischen Welt, 1.–6. Jh., FRANCIA 1, 1973, 27–44), werden in einem ersten Kapitel die literarischen Formen des römischen Totenlobes von den sogenannten Scipionenelogien (Entstehungszeit zwischen 240/130 v. Chr.) bis hin zu Epitaphien vornehmer christlicher Laien des frühen 7. Jahrhunderts untersucht (Kap. I: Metrische Grabschriften der römischen Nobilität).

Bei der Erschließung dieses Quellenmaterials spielt die Entschlüsselung seiner Grundelemente, der Tugenden (*virtutes*), in Bezug auf den sozialen Hinter-

grund und die ehemaligen staatlichen Tätigkeiten der Verstorbenen eine besondere Rolle, desgleichen die Interpretation von ganzen Katalogen solcher Tugenden, wobei die zahlreichen römischen Ehreninschriften wichtiges Vergleichsmaterial beisteuern (I. 2: Epitaphien und Ehrenaufschriften von Personen senatorischer Abkunft bis zum 6. Jh.). Es wird festgestellt, daß der Tugendkanon der Aristokraten durch philosophische Strömungen wie die Stoa, später durch christliches Gedankengut beeinflusst wurde, ohne daß eine grundsätzliche Veränderung seiner Struktur festgestellt werden konnte: »Tugenden erweisen sich nach römischer Vorstellung eben im Gebrauch von Reichtum, Macht und Einfluß und bleiben damit denen, die diese Güter nicht in die Waagschale werfen können, vorenthalten« (S. 40).

In diesem Zusammenhang wird auch das Phänomen der Askese gesehen (Kap. III. 1: Soziale Aspekte der Askese in Gallien), deren Wurzeln – neben dem eigentlich religiösen Bereich – nach Vf. zum Teil in der (bereits traditionellen) Förderung der römischen Gesellschaft nach einer moralischen Erneuerung ihrer Führungsschichten liegen, ein Verlangen, das sich mit christlichen Zielsetzungen in idealer Weise traf (Kap. III. 1.2: Römische Ethik und abendländische Askese). Durch den Umstand, daß die wichtigsten asketischen Tugenden, die seit dem 5. Jh. nicht mehr aus dem christlichen Personenlob wegzudenken sind – wie etwa der Verzicht auf Reichtum, Ehrenstellungen und standesgemäße Vorteile (Demut, Mäßigung, Handarbeit) – Personen der Führungsschichten vorbehalten bleiben, entsteht vor allem in Gallien eine Situation, in der »asketische Ideologie« ebenso wie der bisherige, klassische Tugendkanon zur Unterstützung, ja zur Rechtfertigung des Herrschaftsanspruchs des senatorischen Adels herangezogen wird; dadurch werden gleichzeitig alle anderen sozialen Gruppen faktisch nun auch von der Kirchenherrschaft ausgeschlossen.

Die Aneignung der entsprechenden Tugenden (der Weg zur *perfectio*) führt für den Aristokraten über die *conversio*. Dieser Begriff entsprach ursprünglich der Hinwendung zu dem neuen Glauben, dann vor allem aber – in einer zweiten Periode – der Akzeptierung eines neuen moralischen Lebensstiles, der sich freilich in vielen Fällen kaum von dem des integren römischen Senators etwa der Prägung Catos unterschied. Die *conversio* konnte einen Rückzug aus den öffentlichen Geschäften (oft nach Krankheit oder in hohem Alter) zu philosophischen und literarischen Studien auf dem eigenen Landgut bedeuten, oder selbst die Amtsführung nach Kriterien, auf die schon Cicero die römischen Staatsbeamten hingewiesen hatte (vgl. etwa *iustitia*, *moderatio*, *patientia*, etc.) und die durch die christliche Interpretation zusätzliche Bedeutungsinhalte erfuhren (Kap. III. 1.4: Spätromische Aristokratie und asketische Lebenshaltung). *Conversio* bedeutete auch: Ein Leben nach bestimmten, mehr oder minder strengen Regeln, zuhause oder in der Klostersgemeinschaft; auch der Eintritt in den Klerus.

Die Idealvorstellung der Zeit realisierte sich in Gallien endlich in jenen Vertretern der Führungsschicht, die durch die Annahme des höchsten Kirchenamtes den Verzicht auf persönliche Reichtümer, Karrieren und Verheißungen »dieser Welt« demonstrierten und damit ein Höchstmaß aristokratischer wie christlicher Tugenden auf sich vereinigten. Durch diese bedeutende Ansammlung reli-

giös-sozialen Charismas gelang es dem Bischof in Gallien, im Gegensatz zu der Entwicklung im Osten des römischen Reiches, gefährliche Rivalen seines Ansehens wie Mönche und Eremiten in eine zweitrangige Stellung zu verweisen (Kap. III. 1.3: Gallischer Episkopat und Askese).

Vor dem Hintergrund der bezüglich der Auswertung von Grabschriften und verwandten Quellen erzielten, allgemeinen Ergebnisse werden in Kap. II (Bischofsherrschaft in Gallien) anhand einer Reihe von Fallstudien die zentralen Themen der Kirchenherrschaft in Gallien, besonders aufgrund von Grabschriften von Bischöfen, abgehandelt. Obwohl für die 2. Hälfte des 4. und für das 5. Jh. nur wenige solcher Epitaphien überliefert sind, so lassen sich an ihnen doch die Entwicklung des spätrömischen Personenlobes sowie die zugrundeliegenden sozialen und geistesgeschichtlichen Vorgänge aufzeigen: Durch Anspielung auf klassische literarische Vorlagen und die Verwendung von Tugenden, die bisher allein Staatsfunktionären vorbehalten blieben, steht das Epitaph des Bischofs von Arles Concordius (Kap. II. 1.2) stellvertretend für eine Epoche, in der sich führende Persönlichkeiten der gallischen Kirche in positiver Weise mit den römischen literarischen und staatlichen Traditionen auseinandersetzten (dazu auch Kap. II. 2.2.2: *Vox organi*: Klassische Rhetorik im Dienst der bischöflichen Rede).

Die beiden inschriftlich überlieferten metrischen Epitaphien des 5. Jhs. bezeugen das Eindringen asketischen Gedankengutes in das Personenlob (Kap. II. 1.3: Aristokratische Asketen als Bischöfe); in beiden Fällen können jeweils ausführlichere Biographien der betreffenden Bischöfe zur Ergänzung der spröden Aussagen der Epitaphien herangezogen werden (II. 1.3.2: Der asketische Bischof nach den Quellen. Die Epitaphien des Hilarius von Arles und des Eutropius von Orange). An der Persönlichkeit des *A s k e t e n* Hilarius, neben der die nicht minder reale Person des Aristokraten deutlich wird, der in enger Zusammenarbeit mit den höchsten gallischen Behörden die Interessen seiner Gruppe vertritt, läßt sich der Grad der Verschmelzung asketischer und aristokratischer Traditionen in Gallien ablesen (Kap. II. 1.3.1: Hilarius von Arles als politischer Vertreter der gallischen Aristokratie).

Unter der reichen Überlieferung des 6. Jhs. (23 metrische Epitaphien gallischer Bischöfe) wird in Kap. II. 2 (Typologie der Bischofsherrschaft im Gallien des 6. Jhs. unter besonderer Berücksichtigung der Grabschriften der in Saint-Nizier in Lyon bestatteten Bischöfe) auf einige durch einen Procès-verbal von 1308 überlieferte Texte näher eingegangen, die durch ihre Zusammensetzung wie durch ihren Inhalt besonders charakteristisch erschienen. Diese Epitaphien beziehen sich auf sechs Bischöfe – fünf von Lyon, einer von Arles – deren ältester, Angehöriger einer mit Sidonius Apollinaris befreundeten senatorischen Familie, noch im 5. Jh. eine führende Position mit militärischen und rechtlichen Befugnissen in der burgundischen Metropole innehatte, die ihn, aufgrund seiner gerechten und maßvollen Amtsführung, bereits in seinem Staatsamt als *praefiguratio episcopi* erscheinen ließ (Kap. II. 2.1: Rusticus: Das Bischofsamt als Abschluß einer staatlichen Laufbahn). Sein zweiter Nachfolger, gleichzeitig sein Bruder, erhielt sein Bischofsamt sicherlich wegen seiner familiären Verbindun-

gen, dagegen aber nach einer kirchlichen Laufbahn und längerem Klosteraufenthalt (Kap. II. 2.2.: Bischof Viventiolus von Lyon). Eine Bemerkung seiner Grabschrift läßt den Übergang vom Totenkult des Bischofs, des mächtigen Patrons, zum Heiligenkult als einem Kult des Patrons im Jenseits, deutlich werden.

Weitere, bisher ebenfalls unbekannte prosopographische, aber auch soziale Zusammenhänge ergeben sich aus der Interpretation der Epitaphien zweier Bischöfe von Lyon und Arles im Zusammenhang mit den Erläuterungen des oben erwähnten Procès-verbal. Durch die Entschlüsselung der Tugenden seines Totenlobes wird die Vorgeschichte des Sacerdos, Bischof von Lyon, erhellt, der vor seinem Episkopat unter burgundischer Herrschaft wie unter dem Merowinger Childebert I. hohe Ämter im Range eines Patrizius bekleidet hatte. Nach seinem Epitaph ließ er sich neben seinem Sohn begraben, als welcher Aurelianus, Bischof von Arles, identifiziert werden konnte, dessen hervorragende politische Rolle um Childebert I. sich weitgehend auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zurückführen läßt (Kap. II. 2.3).

Nach Sacerdos erhielt den Stuhl von Lyon dessen Neffe Nicetius, der seit seiner Jugend auf das hohe Kirchenamt vorbereitet worden war (Kap. II. 2.4: Bischof Nicetius von Lyon). An seiner Tätigkeit, die durch sein Epitaph, zwei Biographien und weitere Texte aus der Feder seines Verwandten Gregor von Tours gut belegt ist, kann das Phänomen christlicher Herrschaftsausübung (Kap. II. 2.4.1: *Caritas Nicetii*: ›Väterliche‹ Herrschaft in Spätantike und Frühmittelalter) illustriert werden; deutlich wird an diesem großen Heiligen des 6. Jhs. auch der enge Zusammenhang zwischen frühmittelalterlicher Heiligkeit und Askese.

Beide Nachfolger des Nicetius treten ihr Kirchenamt wieder nach der Ausübung von Spitzenämtern der Staatsverwaltung an (Kap. II. 2.5: Die Nachfolger des Nicetius: Aetherius und Priscus von Lyon); Zeugnisse zu ihrer Amtsführung gaben Anlaß und Gelegenheit, auf die Rolle der bischöflichen Gerichtsbarkeit und die Konkurrenz zwischen Graf und Bischof in gallischen *civitates* einzugehen (Exkurs: *Episcopalis audientia*).

Das 3. Kapitel (Soziale und prosopographische Aspekte der Kontinuität römischer Führungsschichten) behandelt neben dem Phänomen der Askese, von dem bereits die Rede war, das der ›Bischofsfamilien‹, aus denen sich die gallischen Prälaten vom 4. bis zum Beginn des 7. Jhs. rekrutierten (Kap. III. 2: Prosopographische Aspekte der Kontinuität gallo-römischer Führungsschichten). Methodische Voraussetzungen der erfolgreichen Untersuchung »prosopographischer Grundlagen gallischer Bischofslisten« (Kap. III. 2.1) waren bereits in einem Teil der Einleitung (2. Zur namenkundlichen Methode) wie in einer Reihe von Namensstudien in Kapitel II (vgl. dazu Sachregister zu: »Namenkunde, namenkundl. Methode«, S. 279 f.) geschaffen worden (vgl. auch Vf. in: *Rev. d'Hist. de l'Eglise de France* 62, 1976, 75–90). Als Ergebnis ließ sich feststellen, daß familiäre Beziehungen, wie sie bereits im Zusammenhang der Behandlung der Bischöfe von Lyon immer wieder erschienen, in weit höherem Maße als bisher angenommen die Besetzung der gallischen Bischofsstühle bestimmt hat. Es zeigte sich, daß eine Reihe der vornehmsten senatorischen Fami-

lien Galliens (selbst aus Rom: *Anicii*) seit dem 4. Jh. an bestimmten Bistümern das höchste Kirchenamt besetzten und in der Folge dort immer wieder nachgewiesen werden konnten. Daß diese Familien gleichzeitig die höchsten staatlichen Ämter unter der spätrömischen ebenso wie später unter der burgundischen und fränkischen Verwaltung stellten, ließ sich in besonders glücklicher Weise am Beispiel des Bistums Vienne verifizieren (Kap. III. 2.2: Die Kontinuität führender gallo-römischer Familien im Bistum Vienne).

Das Schlußkapitel: »Das Bild des gallischen Bischofs nach Epitaphien des 5. und 6. Jhs.«, behandelt die insgesamt 27 metrischen Epitaphien gallischer Bischöfe des Zeitraums. Dem bereits in Kapitel III gezeichneten Bild, nach dem in Gallien in weit ausschließlicherem Sinne als in allen anderen Provinzen des römischen Reiches die Kirchenherrschaft vom (gallo-)römischen Senatorenadel ausgeübt wurde, wird durch die Interpretation dieser Epitaphien völlig entsprochen. Danach erscheinen im Gegensatz zu den Grabschriften iberischer, italischer und römischer Bischöfe der Zeit die Epitaphien der gallischen Prälaten durch ihre literarischen Formen wie das häufige Lob der vornehmen Herkunft, die Erwähnung von Familienangehörigen und von ausgeübten Staatsämtern, als Laudationen christlicher Aristokraten, für die das Bischofsamt eine legitime Möglichkeit der Herrschaftsausübung in spätrömisch-christlicher Tradition gewesen ist, eine Tradition, die sie dem entstehenden Europa vermittelt haben.

Zur Erschließung des Buches sind dem Text neben Quellen- und Literaturverzeichnis ein Personenregister mit Angabe der wichtigsten Ämter und Filiationen, sowie ein Sachregister angehängt, das neben den in den Quellen erwähnten Tugenden eine Reihe wichtiger Begriffe aufgeschlüsselt anführt (vgl. z. B. S. 277 Bischöfe: Soziale Herkunft, Bischofsfamilien, Bischofswahl, Bischöfe als Richter, als Lehrer, etc.).

Martin HEINZELMANN, Paris (Selbstanzeige)

Léopold GENICOT, *Les Lignes de Faîte du Moyen Âge*, Tournai (Casterman) 7. Aufl. 1975, XVI – 409 S., 4 Taf.

Erstmals 1950 erschienen, hat sich diese kleine Mittelaltergeschichte des bekannten Löwener Mediävisten inzwischen als ein echter Bestseller entpuppt. Sieben Auflagen, dazu eine auch schon wieder 20 Jahre alte deutsche Ausgabe, zeugen eindrucksvoller, als eine Besprechung es könnte, von ihren Qualitäten. Der Autor hatte diesen Erfolg wohl selbst nicht erwartet. Statt des breiten Laienpublikums, an das er sich ursprünglich wandte, scheinen es, wie er schon 1966 vermutete, die Studenten gewesen zu sein, die sich, gelockt und bestärkt durch den Namen Genicot, des Büchleins bemächtigten. In der Rückschau verwundert das kaum; der recht hohe Abstraktions- oder Resumptionsgrad, also eben die Gipfelinienperspektive und der mit ihr unvermeidlich verbundene Verlust an Farbe und Anschaulichkeit, den Genicots Sprache durch starke Rhetorik wettzumachen sucht, setzen beim Leser eine schon mehr als nur oberflächliche Kennt-